

Festrede zum 20jährigen Jubiläum der FGAG am 6.5.2017 in Basel

Liebe Anwesende, die Sie hier zusammengekommen sind aus Anlass des zwanzigjährigen Jubiläums der FGAG!

Ich danke für die Ehre, hier anlässlich des Jubiläums sprechen zu dürfen und möchte natürlich als erstes ganz herzlich gratulieren. Dies nicht nur in meinem Namen, sondern auch im Namen der Schweizerischen Fachgruppe für Gerontopsychologie SFGP, deren Präsidentin Anne Eschen herzlich grüssen, alles Gute wünschen und Ihnen allen zum Jubiläum gratulieren lässt!

20 Jahre alt zu werden ist doch gewiss ein Meilenstein. Die Entwicklungspsychologie spricht von Transition, Übergang. Übergang von der Jugend ins Erwachsenenalter, wobei das bei einem Menschen mit 20 noch nicht allzu viel heissen muss (erinnern wir uns doch ehrlich... eigentlich auch ein unsicheres Lebensalter und interessant, dass es von vielen Menschen im Nachhinein verklärt wird, vielleicht weil es *somatisch* bei den meisten Menschen ein gutes Alter ist, man strotzt vor Kraft und Belastungsfähigkeit..., aber vom Selbstwert und psychisch für die meisten eher schwierig). Ein Fachverband hat mit 20 Jahren eine ordentliche Reife erreicht: Er hat die Pubertät oder in Bezug auf Organisationen die ‚norming forming storming‘ Phasen hinter sich und ist durch Erfahrung und Kompetenzerwerb gereift.

Sie entnehmen der Einladung, dass meine kurze Ansprache einen Titel hat: **Gerontologie gestern, heute & morgen**. Das klingt nach einem Riesenprogramm für eine halbe Stunde – ist es wohl auch, und ich möchte nur wenig zur Vergangenheit der Gerontologie sagen, aber vor allem einige Thesen zu Gegenwart und Zukunft dieses spannenden Gebietes mit Ihnen teilen. Die Thesen betreffen die Partizipation, unsere Sozial- und Selbstkompetenzen, die Leichtigkeit und Neugier sowie die Differenziertheit und Individualität im Alter.

Zur Vergangenheit

Meine Vorrednerin hat gerade eindrücklich dargelegt, wie es der FGAG seit ihrer Gründung ergangen ist. Vieles wurde schon bewegt, und man kann mit Fug und Recht sagen, dass die gerontologische Welt heute nicht mehr die gleiche ist wie vor 20 Jahren. Die Altersdisziplinen fristen kein Randdasein mehr, das Thema ist allen Unkenrufen zum Trotz

mitten in der Gesellschaft angekommen – und da hat die FGAG gewiss Wesentliches dazu beigetragen.

Zu Gegenwart und Zukunft

Wie arbeiten wir (interdisziplinär verstanden hier) eigentlich zur Zeit in den gerontologischen Feldern? Welches Verständnis vom Altsein, das ja immer auch ein Verständnis mindestens des mittleren Lebensalters umfasst, haben wir denn eigentlich jetzt? Das ergäbe an einem Seminartag mit Ihnen sicher eine spannende Grundsatzdiskussion, jetzt wiegesagt nur vier Stichworte.

Partizipation

Die Zeiten, in denen gerontologische Arbeit *für* ältere Menschen getan wurde (für im Sinne von ‚ohne ihre inhaltliche, konzeptionelle Beteiligung‘), sind sicher Vergangenheit. Heute ist das ethische und auch fachliche Gebot der Stunde die Partizipation. Was heisst Partizipation? Im Wesentlichen die echte und – weil sie die ‚Hauptpersonen‘ sind – bestimmende Teilnahme Älterer an der Konzeption aller Prozesse der Forschung, Praxis, Intervention, Planung im Zusammenhang mit dem höheren Lebensalter. Das klingt auf eine Art selbstverständlich (aber es ist eben nicht gemeint, dass der Klient, Patient etc. gefragt wird, wie er es denn bewertet, was er gerade an Intervention entgegengenommen hat), auf eine andere Art abenteuerlich, wenn wir uns vorstellen, dass wir systematisch gemeinsam mit Älteren darüber nachdenken, was Interventionen sind, was Forschungsthemen sind, was Qualität etc. Sicher kein unanstrengender Prozess! Wir kennen die Dynamik dieses Denkens bereits aus der Psychiatrie und Behindertenpädagogik unter den Stichworten Peer, empowerment, disability studies, und ich denke, in unserem Feld gibt es da noch einiges zu tun (wie übrigens im Bildungsbereich auch).

Differenziertheit, Individualität

Sie erinnern sich gewiss (resp. sind diesem innovativen Altersforscher sicher schon begegnet), dass François Höpflinger sagt: Das chronologische Alter ist eine Variable, die nahezu nichtssagend ist. Die Funktionalität des Alters indes klug zu nutzen, kann uns viel helfen. Wir wissen doch so viel mehr und haben der Forderung nach einer differenzierten, individuell orientierten Gerontologie schon einmal ein Stück weit Genüge getan, wenn wir uns fragen, ist dieser ältere Mensch, der an uns ein Anliegen hat, in den letzten Berufsjahren, ist er im autonomen Rentenalter, ist er verstärkt gebrechlich oder aber im abhängigen Rentenalter? Konsequenz zu Ende gedacht, so Höpflinger, brauchen wir wohl nicht *eine*

Gerontologie, sondern deren *zwei*: Eine Alterskultur für die relativ beschwerdefreien Jahre hoher Autonomie (wobei hier eine vielleicht ketzerische Frage lautet: Was rechtfertigt hier überhaupt gesteuerte fachliche Intervention *aufgrund des Alters allein?*) und eine Alterskultur für die Jahre verstärkter Beschwerden und Abhängigkeit.

Ausserdem ist der ältere Mensch immer in seinem ganz persönlichen Leben zu betrachten und hat seine ganz persönliche Entwicklung, das heisst, wir dürfen gewissermassen das Alter auch nicht überbewerten: Es ist immer auch Resultat der vorhergehenden Lebensphasen. Wiederum Höpflinger: „Die späteren Lebensphasen sind biographisch eingebettet, und gerade Längsschnittbeobachtungen zeigen die Vorprägung (wenn auch nicht Determination) des Alters durch frühere Lebensprozesse“.

Nach meinem Dafürhalten wird zum Beispiel noch viel zu wenig bedacht, wie die frühen Bindungserfahrungen mit der Bewältigung der Herausforderungen im Alter ‚zusammenspielen‘. Ist freilich auch schwierig zu beforschen.

Sozial- und Selbstkompetenzen

Eine der Komplexität des menschlichen Lebens geschuldete Bescheidenheit lehrt uns, dass wir nie, wirklich nie ausgelernt haben können, nie angekommen sein können bei der ‚perfekten gerontologischen Intervention‘. Ich möchte sogar behaupten, je älter wir Geronto-Fachleute werden, *desto weniger* haben wir ausgelernt, weil die Menge des bisher Gelernten und die Möglichkeiten des Neuen mit den Jahren zunehmen. Diese Bescheidenheit, diese Demut, die mit zunehmender Expertise zunehmen sollte, ist gewiss eine der in unserem Feld nötigen Sozial- und Selbstkompetenzen, auf die in Ausbildungen immer mehr das Augenmerk gelegt werden sollte.

Wir sind im psychosozialen Arbeitsfeld ja auch unser eigenes Instrument, wenn man das mal so stehen lassen will. Es ist eine Interventions-Grundregel: Je eingeschränkter die Autonomie eines Menschen (zum Beispiel durch Demenz), desto wichtiger die Arbeit seiner Bezugspersonen *an sich selber*, damit die Beziehung möglichst entspannt und harmonisch ist, damit Wohlbefinden möglichst garantiert bleibt. Wir wissen aus der Arbeit mit psychisch Schwerkranken, aus der Arbeit mit schwer Geistigbehinderten, aus der Arbeit mit Dementen, wie wesentlich die Sorgfalt ist im Umgang mit Abhängigen. Hier wird besonders augenfällig, dass wir in jeder Beziehungsarbeit uns selber ganz wesentlich im Blick haben müssen: Sozialkompetenz und Selbstkompetenz sind sehr gefragt. Aber auch beim autonomen Gegenüber können wir in Beziehungsarbeit nie ohne den Blick auf uns selber bestehen. Wir haben als sozial Tätige keine Reagenzgläser, haben keine Arbeit, deren Thema wir auch emotional unbeteiligt gut erledigen können. Bei uns ist emotionale

Distanz im Kontakt zu unseren Klienten und Klientinnen (meistens) qualitätsmindernd. Deshalb: Ebenso wie wir ganz selbstverständlich Fach- und Methodenkompetenz à jour halten wollen, müssen wir auch Sozial- und Selbstkompetenz im Auge behalten, hegen und pflegen. Z. B. Konfliktfähigkeit, Kontaktfähigkeit, Arbeit an den eigenen Problemen und biographischen Mangelenerfahrungen.

„Ewige Neugierde“

Und das letzte, aber gewiss nicht das Unwichtigste: Nicht aufhören neugierig zu sein auf gerontologisches Wissen, auch hier wieder: Je weiter die Expertise fortschreitet, desto mehr sollen wir uns ein kritisches Denken leisten, um nicht expertiseblind zu werden („jetzt weiß ich es, jetzt kann mich nichts mehr überraschen“). Unserer jungen dynamischen Disziplin ist derart produktiv (das ist ja Reichtum *und* Dilemma für sie! Kaum hat man sich etwas angeeignet, ist das Wissen recht schnell wieder veraltet, weil die Kohorten sich geändert haben!), dass wir, um in der Praxis bestehen zu können, uns immer wieder neues Wissen aneignen müssen resp. am besten nach der Ausbildung, in der man das ja mehr oder weniger gezwungenermaßen tut, gar nicht damit aufhören. Nehmen Sie kritisch zur Kenntnis, was die Wissenschaft erforscht und umgekehrt – ebenso wichtig! – lassen Sie „die Wissenschaft“ wissen, was beforscht werden sollte, welche die aus der Praxis erwachsenden brennenden Fragen der Gerontologie sind.

Meine Damen und Herren, liebe Jubilare gewissermaßen. In diesem Sinne darf ich Ihnen nochmals herzlich dazu gratulieren, dass Sie nun schon 20 Jahre in diesem spannenden, komplexen und uns herausfordernden, uns aber auch viel gebenden Feld arbeiten! Danke für Ihre Aufmerksamkeit – und nun freue ich mich auf Ihre Anmerkungen!